

DIE LEHRERIN ALS LEIBHAFTES LERNZIEL

Kleines Brevier pädagogischer Souveränität

So früh am Tag rede ich ungern. Bin noch nicht in meinem streitbaren Element, zu friedlich, zu nachsichtig, zu empathiegeneigt. Und so denke ich, ach Gott, Lehrer sein ist kein Schleck. Diese Schüler – Multikulti-Chaos-Kids, verzogen, bockig, tv-geschädigt. Diese Eltern – Nervensägen, Erziehungsversager, Dauerreklamanten. Diese Politiker – Schulignoranten, grosse Klappe, Kostenbremsefetischisten. Die Rahmenbedingungen. Der Reformdruck. Das „Hühnerstall-Syndrom“: In immer kürzeren Abständen trommelt der Reformeifer aufs Dach, drinnen fliegen alle wild durcheinander, nach kurzer Zeit sitzen sie wieder auf der Stange, als wäre nichts gewesen.

Trifft die Hühner-Metapher zu? Warum erlebe ich Lehrer meist in aufgeschreckter Defensive? Abwarten und motzen – gegen zwei Fremdsprachen auf Primarstufe, gegen Bildungsstandards auf Sekundarstufe II. Gibt ja gute Gründe dagegen, doch warum so bedrückt, so wehleidig, so opfermentalisch, stets knapp am Burnout? Warum nicht offensiv: Hallo Leute, wir wissen, wie Schule läuft – und wir sagen euch jetzt, wie wir uns Schulreform vorstellen!

Warum kümmern Sie sich überhaupt um das Geschrei draussen? In Ihrem Reich sind Sie nach wie vor Königinnen. Mögen alle Unbefugten Ihnen dreinreden – Sie machen Schule. Morgen schon können Sie Ihre Schule noch eigenwilliger, lebendiger, unkonventioneller gestalten. In eigener Regie. Wo gibt es denn so etwas? Das ist einzigartig. Warum leben Sie dann nicht im fürstlichen Selbstbewusstsein?

Wie beginnen Sie den Tag? Ich stelle mir gerne vor: Die Lehrerin blickt in den Spiegel und fragt: Wer ist die wichtigste Person im Land? Ich, wer sonst? Bildung, unsere einzige Ressource, sagen alle. Die Jugend, unser Standortfaktor Nr. 1, spätestens seit dem Pisa-Debakel in aller Munde. Wer aber erzieht und formt und bildet den Nachwuchs – und macht so die CH-Sippe wieder fit? Die Lehrerin zieht ihre Lippen rouge, verlässt das Haus, geht so beschwingt, so selbstbewusst über den Dorfplatz, dass die Gemeinderäte sie bewundern, die Eltern kuschen, die Schüler hin und weg sind.

Denn – und jetzt kommt meine These: Die Lehrerin, das leibhaftige Lernziel. Die geht so: Die Schüler, auf welcher Stufe auch immer, erwarten am ersten Schultag ihre Klassenlehrerin. Wie sieht sie aus, was hat sie drauf? Sie kommt, und schon die Art, wie sie kommt, entscheidet das künftige Verhältnis: Tanzt sie – oder schleppt sie sich hin? Die Schüler schalten subkutan sofort: Siehe da, so also sieht eine aus, die all das schon weiss, was wir erst mühsam erlernen sollen. Und? Was hat sie davon? Blüht sie oder welkt sie? Lebt sie oder darbt sie? Strahlt sie oder verlöscht sie? Wie viel die Lehrerin im Innern weiss, beeindruckt keine Schüler, die wollen sehen, was das Wissen fürs Leben hergibt, wie reich, wie gewitzt, wie souverän es die Person macht.

Darum entwerfe ich jetzt ein kurzes Brevier für pädagogische Souveränität. In drei Kapiteln: 1. Umarme, was du tust! Souverän zur Sache. 2. Tu, was du kannst! Souverän zu Schülern. 3. Erzähl, was du tust! Souverän nach aussen.

I. Umarme, was du tust! Souverän zur Sache

Hans Georg Gadamer, der grosse alte Philosoph, hat mir mal geraten: Hör doch auf, auf Lehrerinnen einzureden. Der ganze Charme der Pädagogik liegt darin: Der Schüler muss die Lehrerin lieben, dann ist er gerettet. Glaub ich ja selber. Doch wofür liebt er seine Lehrerin? Für ihre Begeisterung, sagt der aktuelle Mainstream. Na ja. Aber wie kann ein erwachsener Mensch auf Abruf in Begeisterung ausbrechen über eine Dreisatzrechnung? Schule ist doch

nicht Fernsehen. Lehrer sind hoffentlich keine Sportreporter, die infantil aus dem Häuschen geraten, wenn so ein Emmentaler Teeny-Töfffahrer mal ins Ziel kommt. Nein, ich gehöre definitiv nicht zur Begeisterungs-Fraktion.

Obwohl. Ich hatte zwei Lehrer, die prägten mein Leben. Ein Deutsch-, ein Physiklehrer. Didaktisch waren beide eher Alpträume, doch wenn der Deutschlehrer mit uns Ödön von Horvath las, „Jugend ohne Gott“, wenn der Physiklehrer uns in Einsteins Relativitätstheorie entführte, dann war uns jungen Banausen klar: Diese Lehrer leben in der Sache, sie leben mit ihr, aus ihr, sie haben Horvaths Drama, die kosmologische Theorie sich einverleibt, sie könnten so, wie sie leben, gar nicht leben, hätte Horvath nicht gnadenlos die Jugend beschrieben, hätte Einstein nicht lachend nachgedacht über die Unendlichkeit des Raumes, der Zeit und die kosmische Verlorenheit des Menschen.

Aber waren die beiden begeistert, professionell und vorsätzlich? Gott sei Dank nicht. Dazu waren sie viel zu erwachsen, zu ernst, zu rücksichtslos. Sie waren durchaus an uns interessiert, doch nie verstanden sie sich als Berufs-Animators, sie lebten – eher absichtslos – uns vor, wie reich ein Menschenleben wird, das sich leidenschaftlich auf eine Sache, ein Drama, eine Theorie einlässt. Ganz wichtig war: Die beiden reichten auch ihre Abneigungen durch. Der Deutschlehrer liebte Lessing, Fontane, Broch; Thomas Mann mochte er gar nicht, er hielt ihn für einen manieristischen Popanz, der immer nach den goldenen Kaffeetässchen des Grossbürgertums schielte... Der Lehrer, ein Mensch mit seiner Leidenschaft, seiner Abneigung. Das leibhaftige Lernziel.

Dass ein Lehrer den „Stoff“ beherrscht, ist geschenkt. Keine Schülerin bewundert Sie dafür. Wissen – auch das didaktische – ist gratis. Es passiert mir gelegentlich: Ich höre einem Kollegen an der Uni zu, ich denke, grosser Gott, was der alles weiss, unglaublich – allein, es interessiert mich nicht, ich schlaf gleich ein. Es ist bitter, doch wahr: Man kann ein wandelndes Lexikon sein, und doch eine weiche Birne haben. Gerade die Schule vergisst es zu

leicht: Menschen sind keine reinen Geister. Wer nicht über die Sinne wirkt, bleibt eine tönernen Schelle.

Ich mache nicht auf Beschwörungs-Pädagogik. Einem Lehrer zu sagen, er solle doch bitte heftig sinnlich sein, wäre zu komisch. Aber wir können ihm sagen, er müsse unbedingt etwas im Sinne haben mit dem, was er unterrichtet. Wie meine zwei Paradelehrer – mit Horvath, mit Einstein. Es geht auch prosaischer. Ich erinnere mich an einen Primarlehrer, der übte mit uns täglich eine halbe Stunde Wortschatz. Ich weiss sogar noch, wie das Lehrbuch hiess: „Klapp und klar, trüf und wahr“. Es war purer Drill, aber lustig, wir mussten die Synonyme hinaus brüllen. Doch entscheidend war: Der Lehrer, ein Schlitzohr, ein mittlerer Dorf-Machiavelli, machte uns glaubhaft, dass Wörter lebenswichtig sind, zumindest für ihn, er war nebenher Lokalkorrespondent der Luzerner Zeitung, er war politisch tätig, er wusste die Worte gezielt demagogisch zu wählen. Wie klar ich das damals erkannte, weiss ich nicht, jedenfalls habe ich gespürt, Wortschatz ist nicht l`art pour l`art, der ist nötig, den braucht man.

Nicht alle Lehrerinnen können auch noch journalistisch und politisch tätig sein. Obwohl dieses Nebenher Wunder wirkt. Ich kenne eine Gymnasiallehrerin, die schloss an der ETH Sport ab, an der Uni Germanistik; wenn die jetzt Kleists zerbrochenen Krug liest, denken die Schüler, wow, so eine durchtrainierte Körperfrau interessiert sich für Literatur, also kann Kleist keine bloss akademische Sache sein – und umgekehrt, wenn sie Turnen unterrichtet.

Sie merken meine Absicht und sind hoffentlich nicht verstimmt. Die Lehre muss die Brauchbarkeit des Wissens verkörpern, das sie den Schülern zumutet. Es gibt dafür verschiedene Formen, existentielle (siehe Einstein), praktische (siehe Wortschatz), multiple (siehe Turnen/Literatur). Entscheidend ist: Sie müssen, was Sie vermitteln, für sich selber fruchtbar machen. Die Schüler wollen Ihnen die Bücher, die Sie gelesen haben, ansehen. Sie betrachten Sie als lebendiges Exempel der Nützlichkeit oder

Nutzlosigkeit eines Fachs. Schnöden wir nicht über das Nützlichkeitskriterium. Es gilt noch für das scheinbar Nutzlose. Wie soll ein Mädchen entflammen für Musik, fürs Geigenspiel, wenn seine Lehrerin zwar technisch perfekt spielt, aber im Leben ein trostloses Mauerblümchendasein fristet?

Darum die Regel 1 meines kleinen Breviers pädagogischer Souveränität:
Umarme, was du tust! Die Souveränität der Lehrerin lebt davon, dass sie ihr Fach zur eigenen, zur höchstpersönlichen Angelegenheit macht. Dass sie es sich einverleibt – und es durchdringt mit ihrer Lebensvista.

Konkret. Hören Sie sich manchmal zu, wie Sie Hochdeutsch reden? Sie müssen ja Hochdeutsch reden. Dekret EDK. Und? Wie führen Sie den Befehl aus? Sprechen Sie mechanisch, holprig, seelenlos, wechseln Sie, wenn es mal emotional oder persönlich wird, flugs in Mundart, weil nur die Mundart Ihnen aus dem Herzen spricht? Tun die meisten so. Nur, wie wirken Sie dabei? Knechtisch, lakaienhaft, subaltern beflissen. Den Schülern machen Sie das Hochdeutsche madig, als Sach- und Fach- und Prüfungs-, als Quälsprache. Ein Debakel. Hören Sie Samuel Schmid im Berliner Kanzleramt. Ich möchte mir mal seine Lehrerin vorknöpfen.

Ich würde ihr sagen: Liebe Frau Lehrerin, ich verstehe Ihre Vorliebe für knorriges Buuredütsch, aber Sie haben einen Beruf, und da erwarte ich, dass Sie auch Dinge, die Ihnen nicht in die Wiege gelegt wurden, zur eigenen Angelegenheit machen. Vor allem die Sprache. Reden, wie der Schnabel gewachsen ist, bleibt amateurhaft. Professionell wäre: Das Schriftdeutsche so sprechen zu lernen, dass das Ihre Sprache ist, dass Sie darin leben, denken, träumen. Nur so nehmen die Schüler es Ihnen ab.

Also: Umarme, was du tust!

II. Tu, was du kannst! Souverän vor den Schülern

Was können Sie? Unterrichten. Lernen lehren. Darin sind Sie die Spezialisten. Also konzentrieren Sie sich auf diese Spezialität. Im Gymnasium trivial. Nicht in der Volksschule. Da schwimmt das Profil der Lehrerin. Was ist sie nicht alles: Amme, Wohlfühl-Animateurin, Hobby-Psychologin, Benimm-Tante, Liebeskummer-Therapeutin, Bulimie-Präventionistin... Und nebenher noch Lehrerin. Da kann ich nur sagen: Ein derart schwammiges Berufsbild richtet nichts als Unheil an: Subjektiv ruiniert es Ihr Selbstbewusstsein („Identitätsdiffusion“ nennen das die Psychologen), weil Sie zwangsläufig in eine Kaskade des Scheiterns schlittern. Objektiv schleisst es Ihre Autorität, weil die Schüler instinktiv merken, wie unsicher, wie überfordert Sie in manchem sind. Logisch: Wer irgendwie alles meint leisten zu müssen, macht alles bestenfalls halbbatzig. Kein Mensch kann nach allen Seiten offen sein – und gleichzeitig dicht.

Darum die Regel 2 meines Breviers: „Tu, was du kannst!“ Straffen Sie Ihr Berufsprofil. Sagen Sie sich: Ich bin Pädagogin. Punkt, basta, weiter nichts. Und nehmen Sie die Bezeichnung wörtlich. „Pädagogin“ kommt vom griechischen „paid-agogein“, was so viel bedeutet wie „Kinder führen, hin führen, hinan führen“. Führen, nicht betreuen. Hin führen, nicht psychologisieren. Hinan führen, nicht wohlfühlen. Die Pädagogin muss dieses eine wollen und können: Schüler zum selbständigen Lernen führen.

Lernen kann durchaus Spass machen. Es beginnt nur selten damit. Lernen heisst, sich an der Sache (Sprache, Rechnen, Musik) abmühen – um dereinst souverän aufspielen zu können, sprachlich, mathematisch, musikalisch. Weil aber der Lohn fürs Lernen im Futur liegt, brauchen Schüler einen anschaulichen Beweis dafür, dass es sich lohnt: die Lehrerin als personifiziertes Lernziel.

Wie das Hirn lernt, sagen uns die Neurologen: Nie nimmt das Hirn passiv Wissen auf, neue Informationen muss es aktiv konstruieren, einbauen, einordnen. Lernen ist Synapsen-Bilden. Vernetzen. Das Hirn ist geschaffen

zum Lösen von Problemen, nicht zum Auswendiglernen von Sachverhalten. Problemlösen aber heisst immer: neue Ordnung schaffen, Sinn stiften.

Dafür aber braucht das junge Hirn ein lebhaftes Vorbild: die Lehrerin nicht als Kenntnis-Händlerin, eher als exemplarische Sinnstifterin im Chaos der Impressionen und Informationen. Offenkundig hapert es da noch. Wie sonst flöge jeder Dritte von der Uni? Es liegt nicht am IQ, es mangelt nicht an Sachkenntnissen – ungenügend ist die Motivation. Sagen alle Uni-Rektoren. Sie meinen damit: Zu viele junge Leute lernen in Volks- und Mittelschulen nicht, sich zum Subjekt ihres Lernens zu machen, sie bleiben Objekte der Unterrichtung, Konsumenten der Wissensbewirtschaftung.

Der Vorwurf zielt auf Sie. Die Diagnose lautet: Jugendliche sind ja ganz okay, sie lernen durchaus dies und jenes, jedenfalls auf Prüfungen hin, sie werden bloss nicht richtige Autoren ihrer eigenen Bildungsbiografie. Das ändert keine Didaktik. Das ändern einzig Lehrer, die Schülern vorleben, was es heisst, Autor seiner Wissensbiografie zu sein.

Auf das Autor-sein, das Ich-sein kommt es an. Die Lernforschung belegt es. Sie beobachtet Schüler beim Lösen von Mathematik-Aufgaben, untersucht die Faktoren des Erfolgs. Und siehe da: Gegen die verbreitete Meinung, Mathematik sei eine Sache für Hirnbestien, stellt sich heraus: Der rein kognitive, der verstandesmässige Anteil am Erfolg macht kaum ein Drittel aus. Ungleich wichtiger ist das sogenannte „Ich-Konzept“: das Selbstvertrauen, dieses Ich-kann-das, dazu eine vitale Neugier, die Lust am Durchblick, eine gewisse Frechheit, eine nonchalante Souveränität bei aller Ernsthaftigkeit.

Das schaffen die Jungen nur, wenn sie es bei Ihnen abschauen können. Sie haben es ohnehin nicht leicht mit dem Ichwerden, die Computer-Kids. Anders als unsereins wachsen sie nicht mehr in einer „linearen“ Welt heran, eher in einer „fraktalen“, voller Brüche, Klippen, Kanten. Da müssen sie springen können, nicht bedächtig schreiten. Es ist wie der Unterschied

zwischen Skifahren und Snowboarden. Skifahren ist alteuropäische Schule, linear, auf direktestem Weg von A (Start) zu B (Ziel). Snowboarden ist neue Schule, Zufallstraining, Klippen waghalsig überspringen statt elegant umfahren.

Ihre Schüler gehören zur Generation Dotcom. Sie surfen, unkonzentriert, mag sein, doch geschickt. Surfen ist die Kunst, an der Oberfläche zu bleiben. Nicht unproblematisch, aber Tiefgang wird riskant in Zeiten der Überflutung mit Daten und Infos. Das Gesetz der neuen Welt heisst „Turbulenz“: das unvorhersehbare Neben- und Durcheinander von Verschiedenartigem. Turbulenz verlangt neue Wahrnehmungsleistungen: schnelle visuelle Auffassung, rasches Kombinieren, blitzschnelles Antizipieren, gewitztes Switchen.

Das müssen Sie sich vor Augen halten, wenn Sie – zum Beispiel – gegen zwei Fremdsprachen in der Primarschule Sturm laufen. Sie haben zwar komplett recht, mit herkömmlicher Seriosität hat das neue Sprachenkonzept wenig zu tun. Aber vielleicht geht die neue turbulente Welt nicht mehr einher mit den alten Soliditätskriterien. Da muss man strampeln, surfen, switchen. Für Tiefseetauchen fehlt die Zeit. Hauptsache wird: den Kopf über Wasser zu halten.

Genau das müssen die Chaos-Kids von Ihnen lernen: den Kopf obenauf halten können – trotz Turbulenz, Internet, Handygeklingel, Multimedia. Nie in der Geschichte war das Vorbild der Lehrerin so bedeutsam wie heute. Tausend Sirenen locken die Jungen mal dahin, mal dorthin. Wer aber konzentriert sie? Wer zeigt ihnen, wie wir noch in turbulenten Zeiten souverän, ein Ich bleiben? Die Lehrerin, das leibhaftige Lernziel. Dazu muss sie allerdings selber in der Gegenwart angekommen sein, in der selben Zeit leben. Aber nie darin untergehen, immer Kopf hoch, herauspicken, was zu Ihnen passt. Meinetwegen switchen zwischen zahlreichen Liebhabern – doch immer souverän bleiben.

Nur so überträgt sich Ihre Souveränität auf die Schüler. Hirnforscher nennen das „Resonanz“. Sie erklären es mit sogenannten „Spiegelneuronen“. Das geht so: Kein Mensch ist ein fertiges Wesen für sich. Eher ein Spiegel der andern. Vor allem emotional. Experimente zeigen: Lächelt unser Gegenüber nur unmerklich, lächeln wir zurück. Ärgert es sich, werden wir ärgerlich. Diese Bereitschaft, spontan den emotionalen Ausdruck anderer zu spiegeln, mogelt sich sogar an unserer Kontrolle vorbei, sie passiert uns unwillkürlich.

Auf die Schule übertragen heisst das: Wie der Lehrer gestimmt ist, das überträgt sich auf die Lernlaune der Schüler. Seine emotionale Beziehung zum Wissen, zum Lernen bestimmt den Lerneifer, den Lernverdruss der Schüler. Schüler merken sofort, woran ein Lehrerherz hängt – am Lernenlehren oder an Gemütlichkeit – , und stellen sich augenblicklich darauf ein. Sie hören es ihm schon an, wie er Hochdeutsch spricht: als Opfer der EDK – oder als sprachlich glänzendes Ich.

Soviel zur Regel 2 meines Breviers: Tu, was du kannst! Sie sind der Lerncoach, kein Wohlfühl-Motivator. Coachen Sie so inspiriert, dass die jugendlichen Spiegelneuronen lernen, lernen, lernen wollen, um möglichst bald ein ebenso vergnügt souveräner Problemlöser zu sein wie Sie.

III. Erzähl, was du tust! Souverän nach aussen

Ich höre dauernd: Das Image des Lehrers sei im Keller, das gesellschaftliche Ansehen der Lehrerin ein Hohn. Hat etwas. Zum Verzweifeln ist es nicht. Erstens bewegen Sie sich immerhin im Mittelfeld, Journalisten schneiden viel schlechter ab, Manager katastrophal, Politiker desaströs. Zweitens lässt sich das Image vielleicht polieren.

Paradox ist es gleichwohl. Alle wissen: Nichts zählt heute mehr als die Potenz zu lernen, folglich ist kein Beruf wichtiger als der Lehrberuf. Trotzdem wird dieser Beruf gesellschaftlich nicht für voll genommen. Bis hin zu den Lehrern

selbst, nota bene. Nicht selten stellt sich mir in Gesellschaft eine Frau beinahe entschuldigend als Lehrerin vor. In Heiratsannoncen versichern Lehrer regelmässig, sie seien alles andere als der „Lehrtyp“. Kurios. Lehrer gehören zur Schicht der Gebildeten, verdienen ordentlich, vor allem arbeiten sie an der Keimzelle der Wissensgesellschaft – und sind doch nicht richtig gesellschaftsfähig.

Warum bloss? Meine Diagnose: Es spielen zu viele archaische Vorurteile mit. Das kommt von weit her, aus dem Feudalismus. Da entstand der Typus des Hofmeisters. Der Lehrer als Lakaie, als Bediensteter, als besseres Gesinde. Der Schreiberling als subalterner Hausangestellter. Aus der Sicht des Hausherrn, ob General oder Bankier, ein Schwächling, nicht satisfaktionsfähig. Ein Federfuchser halt, für Tatmenschen ewig suspekt. Später wird der Lakaie zum pensionsberechtigten Beamten mit fixen Arbeitszeiten, geschützte Werkstatt, krisensichere Branche. Dazu die Schmach des Pädagogisierens: Anders als der Wissenschaftler arbeitet der Lehrer nicht an der Sache, nicht an Erkenntnis, er reicht nur weiter, bläut ein, was längst bekannt ist, ein Pauker halt, er produziert nichts, er käut wieder. Und das vor Kindern, Halbwüchsigen, Pubertierenden, jedenfalls vor nicht gleichberechtigten Rechtssubjekten. Er spielt die Rolle des Überlegenen, dabei ist seine Überlegenheit gratis, er lebt halt schon länger, das ist das ganze bisschen Unterschied. Das Genierlichste dabei: Er gleicht sich den Unerwachsenen, mit denen er täglich zusammen ist, in seinem seelischen und libidinösen Kostüm an: Ein erotisches Neutrum, eingespannt in eine Pubertätswelt, der er selber nie entwachsen ist oder der er sich anpasst. Jedenfalls kein Erwachsener.

So. Das sind die alten Geschichten. Ziemlich bitter, diese archaischen Hypotheken. Sie treiben ihr Unwesen weiter hinter unserem Rücken – und vergiften das Verhältnis zwischen Lehrern und Gesellschaft. Unsere Vorgeschichten werden wir nie ganz los. Wir können sie immerhin stellen. Wer aber sollte das tun, wenn nicht Sie?

Darum die Regel drei im Brevier: Erzähl, was du tust! Sie müssen nach aussen „kommunizieren“, was Sie „drinnen“ tun. Was auch immer „aussen“ heisst: Stammtisch, Sportverein, Gemeindeversammlung, Lobbies, Medien. Auf Schritt und Tritt müssen Sie die kompostierten Vorurteile zerstreuen – durch realistische Bilder ersetzen, Schulbilder, Lehrerbilder.

Machen Sie den Leuten klar: Das hergebrachte Verhältnis zwischen Schule und Welt ist passé. Bis vor kurzem war Schule eine Art Rekrutenschule fürs Erwachsenenleben; sie brachte dem Nachwuchs bei, was von Volljährigen erwartet wurde: Disziplin, Fleiss, Wissen. Das gehört weiterhin zum Schulpensum: die Jungen vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip geleiten. Aber nicht länger durch schieres Anpassungstraining. Seit die Realität sich so dynamisch wandelt, kann Schule die Kids nicht auf eine fixe Gegenwart eichen, sie muss sie in eine offene Zukunft hinein bilden. So wird Schule vom Anpassungsinstitut zum Innovationszentrum der Gesellschaft. Sie richtet Heranwachsende weniger auf dies und jenes ab, sie bringt sie als Zukunftstypen in Form, macht sie expeditionstauglich – für alle Wetter.

Trotzdem ist die beliebte Metapher vom „Bildungsrucksack“ kreuzfalsch. Als käme es darauf an, was wir am Rücken tragen. Was im Rucksack liegt, verfault absehbar. Entscheidend ist, was wir intus haben: unsere Neugier, unsere Vifheit, Hellhörigkeit, Lernerfahrung, Problemlösungslust, kreative Intelligenz...

Erzählen Sie das den Leuten. Und gleich auch, wie sich damit die Rolle der Lehrerin wandelt. Sie führt nicht, wie einst, einen Detailladen für Proviant. Eher ist sie Personalentwickler der Nation. Gesellschaftliche Zukunftstrainerin. Überlebensgarantin der flexiblen Gesellschaft. Verglichen damit ist das Managen einer Bank Kinderkram. Was bedeutet schon Geld – gemessen an Nachwuchsförderung? Zumal die UBS ihre Milliarden im ersten Quartal auch erwirtschaftet hätte, wäre das Topmanagement im Golfurlaub gewesen. Wogegen in Schulen rein gar nichts passiert, wenn die Lehrerin ausfällt.

Sagen Sie das den Leuten. Dazu noch: Dass die alte Rollenverteilung – hier Tatmenschen (Eltern), da Federfuchser (Lehrer) – hoffnungslos ausgeleiert ist. Eltern haben wenig Grund, sich protzig in Stellung zu bringen. Sie sind – mit Nuancen – selber geworden, was sie früher Lehrern vorhielten: ein bisschen infantil, weltflüchtig, pubertär. Sie weigern sich zunehmend, erwachsen zu werden. Erwachsen sein, das hiess einmal: sich weniger um sich selbst als um die Welt zu kümmern, namentlich um Kinder. Heute kultivieren Eltern selber, was sie Lehrerinnen vorwirft: Erlebnisse statt Ergebnisse. Sie besorgen ihren Gefühlshaushalt, kümmern sich primär um ihre Erlebnisvibrationen. Irgendwann ersetzen sie das Kiffen durch Rasenmähen, Sex durch Bergwandern, doch noch auf dem Berg wollen sie nicht den Himmel sehen, sondern sich erleben. Eine miserable Bedingung fürs Erziehen der Kinder.

Wo soll da der Nachwuchs lernen, sich für eine Sache zu interessieren, für sie sich anzustrengen? Bei Ihnen, wo sonst? Funktioniert freilich nur, wenn man Ihnen ansieht, wie sensationell ein Mensch aufblüht, der sich einer Sache hingibt. Die Lehrerin, das leibhafte Lernziel. Das war meine These. Es bleibt meine Vista. Der Lehrer, die personifizierte Unwiderstehlichkeit des Lernens.

lhasler@duebinet.ch